

Abonnement:

Für Budapest: mit täglich zweimaliger Zustellung und für das inländische Morgen- und Abendblatt: Vierteljährlich 192.000 Kronen, monatlich 64.000 Kronen. Für das Morgenblatt allein: Vierteljährlich 120.000 K., monatlich 40.000 Kronen. Auch auf das Abendblatt allein kann unter den gleichen Bezugsbedingungen abonniert werden. Für die separate Zustellung des Abendblattes nach der Provinz sind vierteljährlich 4800 Kronen zu entrichten.

Für Wien auch durch Herrn Goldschmidt. Für das Ausland mit direkter Kreuzband- sendung vierteljährlich: Für Oesterreich und Polen 222.000 K., für alle übrigen Staaten 354.000 Kronen. Abonnements werden auch bei sämtlichen ausländischen Postämtern entgegen genommen.

Inseratenaufnahme:

In Budapest, in der Administration des Pester Lloyd und in den Annoncen-Bureaus: J. Blockner, Bokor, Benkő & Táras, I. Blau, B. Eokstein, Györi & Nagy, Haasenstein & Vogler, Ludwig Hegyl, Simon Klein, Corneli Leopold, Julius Leopold, Magyar híradó-iroda, Anton Mezel, Rudolf Mosse, Jos. Schwarz, Sikray, Julius Tenzer. General-vertretung des Pester Lloyd f. Oesterreich: W. Dukes Nachf. A.-G., Wien, Wollzeile 16, für Deutschland: Rudolf Mosse, Berlin. Einzelnummer für Budapest und für die Provinz: Morgenblatt an Wochentagen 2000 Kronen, an Sonntagen 3000 Kronen. Abendblatt 2000 Kronen. Für Oesterreich: Morgenblatt an Wochentagen und Sonntagen 2500 ö. K., Abendblatt 2500 ö. K. Redaktion und Administration: V. Mária Valéria-utca 12. — Manuskripte werden im keinem Falle zurückgestellt.

# PESTER LLOYD

## MORGENBLATT

72. Jahrgang

Budapest, Mittwoch, 18. Februar 1925

Nr. 39

### Jókai.

Geboren am 18. Februar 1825.

Von Bernhard Alexander.

#### Die Großen.

Bewegten Herzens setzen wir die Feder an, um unseres großen Jókai zu gedenken. Er ist schon seit einundzwanzig Jahren tot, aber es ist, als ob wir ihn mit leiblichen Augen sähen, sein sanftes, lächelndes Angesicht, seine wunderbaren Augen, seine ebenmäßige Gestalt, seine stillen Bewegungen, auch seine wohlklingende Stimme klingt uns im Ohr. Er war ein Liebling der Götter und der Menschen, ein Geschenk von oben an seine Nation, mit der er zusammenwuchs, für die er Zeugnis ablegte, die sich in ihm fand und liebte. Nichts kommt diesem Verhältnis des Großen zu seinem Volke gleich. Dieses beschenkte ihn mit den Gütern seiner Seele, und er erstattete ihm alles, was er erhalten, hundertfach zurück zu bleibendem Besitz.

Das große Gesetz der Völkerentwicklung tut sich vor uns auf. Was scheint zufälliger und vorübergehender, als daß man ein Buch liest zum Zeitvertreib, zur Stillung der Neugierde, zur Belehrung und Erhebung? Dann wieder ein anderes, der eine still sinnend, der andere in nervöser Eile, um nach einer gewissen Zeit sie im Gedächtnis zu begraben? Hundert Stimmen dringen so auf den Leser ein, ein unübersehbares Wogen von Eindrücken auf eine unübersehbare Zahl von Menschen. Wo ist hier ein Gesetz, eine Ordnung, ein Ergebnis? Verstreut aber eine gewisse Zeitpanne, dann erkennt man, daß die Nation in ihren Großen lebt, und die Großen in ihrer Nation, daß die Nation sich ihre Großen formt und die Größe der Großen ihre Nation, daß die Nation vorwärtsgeschritten, sich entwickelt hat, daß die große Stimme ihre Sprache erhalten, daß sie weiß, was sie will und was sie wollen soll. Die Glieder der Nation haben von Anfang an viel Gemeinsames. Aber durch die Lebensarbeit der Großen haben sie mehr Gemeinsames als vorher. Das Gemeinsame macht die Nation aus, das Anwachsen des Gemeinsamen macht die Nation in höherem Grade zur Nation. Jede Nation hat ihre eigene Sonne, die Großen aber sind Brennpiegel dieser Sonne für ihre Nation, die die Leuchtkraft der Strahlen vervielfältigen und zu größerer Wirkkraft einen.

Ihr sollt die Großen im tiefsten Innern der Seele ehren, zuvörderst die eigenen, aber auch die der fremden Nationen, denn alle diese Sonnen hängen zusammen und jede wirkt auf jede. Glückliche die Nationen, denen die Großen in ansehnlicher Zahl zuwachsen, seit Jahrhunderten, das sind die wirklich adeligen Nationen, die von geistigem Adel, die können schwer von sich abfallen. Uns haben nur die Großen errettet, die uns vor etwa hundert Jahren geboren wurden, die Börösmarty, Kossuth, Széchenyi, Jókai, Götvös, Deák, Petöfi, Arany, in denen uns der Weltgeist den großen Adelsbrief ausgestellt hat. Es macht nicht so viel aus, daß dann eine Ehe eingetreten, die ja keine vollständige ist; dem Schaffen auch des Weltgeistes geht eine Pause vor und eine zweite folgt ihm unweigerlich, wie der Wellenberg sich zwischen zwei Wellentälern erhebt. Die Großen sind unser Schutz, unsere Rettung, unsere Hoffnung und Zuversicht. Ohne sie ist das Geschick der Weltgeschichte undurchführbar. Manche spotten über unsere Jubiläumslucht. Aber unter den Jubiläen gibt es künstliche und natürliche. In den künstlichen wollen sich die Präsidenten der verschiedenen Komitees hervortun; in den natürlichen flüchtet sich die Nation zu ihren Großen in der Not der Gegenwart, als ob sie sagte: Wir waren nicht immer so tief unten wie heute, wir haben Börösmarty und Kossuth, Petöfi und Jókai usw. gezeugt, die großen Baumeister des neuen Ungarn. Da habt Ihr, um zu messen, Maßstab und Richtung. Merkt euch, wenn Zwerge krüllen, werden sie um nichts größer. Die Feier Jókais ist ein gewaltiges Zeugnis für das alte Ungarn und für die Art, wie wir seine Zukunft wollen. Wir wollen unserer Vergangenheit nicht untreu werden, wie man es uns suggerieren möchte. Trotz alledem und alledem sind wir politisch Deakisten, liberal im Sinne wie Josef Götvös, Patrioten wie Kossuth, und lassen uns in der Literatur von Börösmarty, Arany, Petöfi und Jókai an die Hand nehmen, womit aber die Reihe der Großen nicht erschöpft ist. Und weil die Nation zum Teil dunkel ahnt, zum Teil klar sieht, daß man sie um ihre Vergangenheit betrügen will, um ihr die Maßstäbe geistiger Größe zu entwenden, auf daß die Zwerge groß erscheinen, feiert sie stürmisch ihre Großen, hat sie in kurzen Zwischenräumen den Heroen Petöfi und Madách mit solchem Schwung und solcher Innigkeit großartige Feste veranstaltet und wird selbst diese, mit der Feier Jókais übertreffen. Aber sie klassifiziert nicht. Sie ist allen ihren Großen dankbar. Aber die Not und die Gefahr wachsen. Schon in die Feier

Petöfis und Madách' tönte Rabengekrächze hinein, um so stürmischer feiern wir Jókai. Das Schicksal war ihm hold, er schlägt seine Widerfächer ohne jede Kraftanstrengung nieder.

#### Das Enfant gâté.

Unter den Großen der Erde gibt es eine Unmenge von Warton, ja, jeder ist „anders“, nicht zwei sehen einander sehr ähnlich. Der ist ganz in sich gefehrt, jener scheint ganz Außenseiter. Der eine ist feierlich, schwer, predigerhaft, der andere leichtbeschwingt, ganz unmittelbar. Unter denen der Literatur gibt es welche von unerhörter Fruchtbarkeit und langer Lebensdauer, andere mit grüblerischem, schwerem Sinn, die sich nie genug tun können und schließlich durch den unsinnigen Tod um ihren Lebensschatz gebracht werden. Mancher gibt sich leicht, ohne jedes Zeremoniell, während jener sich fremd abschließt. Wir sprechen aber nur von den wirklich Großen; die Unglücklichen, die gern groß sein möchten, auch manche Gaben der Größe erhalten haben, ohne vorwärts zu kommen, seien hier nicht in Betracht gezogen. Jókai war wie das Enfant gâté der Nation. Ohne Bruch in seinem Wesen, körperlich schön, geistig schön. Ohne nennenswerte Hindernisse in seiner Laufbahn. Mit früh durchbrechendem Talent. Das sofort Anerkennung findet. Er schreibt unglaublich jung (siebzehn Jahre alt) ein Drama, „Der Judenknabe“, konkurriert damit auf einen Preis der Akademie und ist nahe daran, den Preis zu gewinnen. Daran wäre nun bei einem akademischen Preis, der die wunderbarsten Geschehnisse zeitigen kann, nichts zu verwundern, aber unter den Preisrichtern finden sich nicht Geringere als Wörösmarty und Bajza, der kritischste Kopf der damaligen Literatur, und die stimmen für den „Judenknaben“. Seine ersten Reime erscheinen, als er neun Jahre alt ist, seine literarische Laufbahn beginnt in seinem zwanzigsten Jahre, mit zweiundzwanzig Jahren ist er Redakteur einer angesehenen literarischen Zeitschrift. Müheless öffnen sich ihm alle Tore, müheless reifen die Früchte seines Talents, müheless beinahe fallen sie ihm in den Schoß. Er hat weder mit sich, noch mit der Welt zu kämpfen, nicht um Anerkennung, nicht um Luft und Sonne. Sein Bufenfreund ist Petöfi, der hat den „Judenknaben“, der nach den akademischen Regeln von fremder Hand geschrieben sein muß, kopiert. Mit dem wohnt er zusammen in Budapest. Mit dem wird er in den Strudel der Revolution gerissen. So geraten beide zusammen in die Hochspannung der großen Umwälzung, die ihr ganzes Sein bis zum äußersten strafft. Das ist ein Erlebnis, wie es in tausend Jahren einmal vorkommt, und den, der es erlebt, wenn er dafür empfänglich ist, in eine andere Sphäre hebt. Für Jókai war es ein Impuls, dessen Kraft erst am Ende seines Lebens erlosch. Ist das nicht eine Reihe von Geschehnissen, die allerdings, wie alle geschichtlichen Ereignisse, nur ein einziges Mal so zusammentreffen? Aber daß dieses einmalige Zusammentreffen Maurus Jókai heißt, ist ein beispielloser Glücksfall für ihn und für seine Nation. Er erlebt die Revolution in Gemeinschaft mit den Führern der Nation, er redigiert das Hauptorgan der einen Partei, er ist immer ganz voran, er kann alles aus nächster Nähe mitansetzen, er kämpft überall wacker mit, er ist einer der großen Herolde der Bewegung, er fällt mit ihr zu Boden, er wird flüchtig und lebt monatelang verstreut in einem kleinen Dorf. Auch sein Liebesleben gereicht ihm zum Glück. Die ganze Welt ist gegen seine Liebe mit der großen Tragödin, besonders seine Mutter, er widersteht, er beharrt auf seinem Willen, sie zu heiraten, er heiratet sie, er findet sein Glück in dieser Ehe, der alle ein schreckliches Prognostikon voraussagen, um derentwillen sein innigster Freund, Petöfi, ihm die Freundschaft kündigt, und er behält recht, der Bund wird ihm zum größten Segen, Rosa Daborfalvy ist ihm die beste Gattin, sein Glück, seine Stütze, seine treueste Freundin, seine Rettung aus vielen und großen Nöten. Er, der so schwach, so nachgiebig, so weich scheint, hat auch in diesem Kampf gesiegt. Alles bringt ihn vorwärts. Er kann nach den graufigen Stürmen der Revolution fast fünfzig Jahre lang ruhig und ununterbrochen arbeiten, sein Genie voll ausleben, das werden, was er zu sein bestimmt war. Einer der schönsten Anblicke, die uns die Literaturgeschichte aller Zeiten bietet.

Als im Jahre 1894 sein fünfzigjähriges Schriftstellerjubiläum gefeiert wird, braust ein heilloses Jubel durch das ganze Land. Mit welchen Ehren er da überhäuft wird, haben ja sehr viele der heute Lebenden miterlebt. Damals erschien die erste Gesamtausgabe seiner Werke in hundert starken Bänden, die dann in neuen zwanzig Bänden ihre Fortsetzung findet und doch nicht alle seine Werke umfaßt. All diese Erfolge, all diese Glücksfülle steigen ihm nicht zu Kopf, bringen sein Blut nicht in Wallung, verrücken ihn nicht aus seiner stillen Fassung, lassen ihn einfach, und man kann sagen bescheiden fort- leben. Kein Makel klebt an seinem Wesen. Er ist treu, hilfreich, gut, edel gesinnt, von einem Gleichmaß seines

Wesens, das in vollkommener Harmonie seine Vollendung findet. Welch ein Glückskind. Ein enfant gâté des Glücks, des Genietums seiner Zeit, seiner Nation, aus der gefährlichsten Umarmung, wie sie solche grenzenlose Popularität ihm zuteil werden läßt, ganz rein, unberührt, heraustretend. Er erfüllt alle Pflichten des Genies, ohne dessen Rechte für sich in Anspruch zu nehmen. Das größte Wunder aber ist, daß er von Anfang an, mitten im politischen Leben stehend, als politischer Schriftsteller, Redakteur, Mitglied des Abgeordnetenhauses tätig, auch diese trüben Wässer, die ihn umdrängen, an sich vorbeirauschen lassen kann, ohne ernstlichen Schaden zu nehmen. Höchstens daß der letzte „Mameluck“ sich für politisch bedeutender und kluger hält als ihn, und die Madaräze ihn für einen Vaterlandsverräter erklären, dem aber der mildernde Umstand, daß er ein Poet ist, gutzuschreiben ist. Als er aber im Jahre 1899, dreizehn Jahre nach dem Tode seiner Frau, es wagte, eine neue Heirat einzugehen, da war es in weiten Kreisen um seine Popularität getan. Und doch scheint er dieser Heirat fünf Jahre neuen, wenn auch melancholischen Glücks verdankt zu haben. Aber die öffentliche Meinung schien zu glauben, daß der große Dichter nicht sich, sondern ihr gehört mit Haut und Haaren. Auch das focht ihn nicht an. Er lebte weiter still für sich hin, noch stiller als bisher. Aller Liebe bleibt er wert, sein menschliches und dichterisches Wesen. Dieser König der Bohème, der nie anderes sein wollte als Schriftsteller, Dichter, war auch ein König des Lebens, das ihn verhätschelte, aber nicht verderben konnte. Er steht leuchtend, in Klarheit strahlend vor uns, ein herrlicher Typus seines Volksstammes, mit dessen Seele er immerdar verbunden bleibt.

#### Aere perennius.

Aber ist Jókai von der Art, die nie ganz veralten kann? Oder muß auch er der Zeit seinen Tribut zahlen? Wie viele sagen schon heute: „Ja, in meiner Jugend schwärmte ich für Jókai, las den „Ungarischen Nabob“ mit verhaltenem Atem, schmeckte und lachte aus vollem Halse, war gerührt und erhoben, aber heute...“ Heute müssen wir „La garçonne“ lesen, das ist zeitgemäß, oder den neuesten Detektivroman, wenn der Detektivfilm dazu Zeit übrig läßt. Aber schließlich ein Teil der Jugend wird auch heute Jókai lesen, was ihm nicht zum Schaden reichen wird, und was die Erwachsenen anlangt, wer weiß so genau, was sie morgen lesen werden? Franz Deák war ein leidenschaftlicher Leser Walter Scotts, was vielleicht schon damals ihn wenige nachtaten, und alles in allem habe ich lieber einen Franz Deák zum Leser, als hundert Nabobds. Uebrigens ist heute Jókai noch immer der gelehrteste Autor Ungarns, man frage nur bei Buchhändlern und Verlegern nach; vielleicht können sich seine Verleger gar den Lupus erlauben, nur ihre Jókais zu verkaufen und auf alles andere zu verzichten. Der neue fünfzigbändige Jókai wird das allerglänzendste Geschäft sein, die neue Generation wird ihn lesen, nicht lesen: verschlingen, endlich eine Reihe von Büchern, die nicht Zimmerschmuck sind, die man liebend betrachtet, als die Möglichkeit vieler süßen Lesestunden. Ja, aber die Alten lesen ihn nicht mehr und ganz besonders nicht die „Intellektuellen“?! Wir glauben, daraus machen sich die Verleger nicht viel, obgleich es ein Zeichen der Zeit ist, daß sich auch für die „Intellektuellen“ Verleger finden. Es muß immer Leute geben mit dem Wahlspruch: Kleine Fische, gute Fische, nämlich, wenn keine großen zu haben sind. Ob die Alten ihn nicht mehr lesen? Um so schlimmer für die Alten, wenn dem so ist. Wir haben durchaus nicht die Ambition, zu den Alten gerechnet zu werden, wenn wir aber dem nicht ausweichen könnten, so erklären wir laut und feierlich, gerade bei dem jetzigen Anlaß eine Reihe von Jókaischen Romanen, ganz zufällig herausgenommen, wieder gelesen zu haben, und fast alle mit Genuß, ja Seligkeit. Sie und da Neologismen in der Sprache, wie Sommerprossen spätlich gefät auf schönem Angesicht, (Schadet das etwa dem Gesichts?) Von denen hat uns Gabriel Szarwas befreit, den Jókais Kritiker ebenso scharf hergenommen haben wie Jókai, und der ebenso glänzend gesiegt hat, wie der große Dichter. Ja, aber die Kritiker, Ghulai, Salamon, Kemény, Péterfy, die konnten sich doch nicht genug tun in der Verkleinerung Jókais? Was haben wir an dem gar so groß zu feiern? Und die Nachfahren, sind sie etwa Jókais Schüler? Haben sie sich nicht ganz von ihm abgewendet? Davon ist uns allerdings nichts bekannt. Ein gewisser Miksáth ist auch nicht der letzte, ja er rangiert gleich nach Jókai, hat auch eine zweibändige Biographie Jókais geschrieben, eine mit Vorbehalt aufzunehmende Biographie, aber ein sehr interessantes Buch, der ist ganz eigen, und dennoch Geist vom Geiste Jókais. Und fast alle. Und die es nicht sind, sind es nicht, aber zumeist zum eigenen Schaden. Es gibt unter ihnen auch Kritiker, die also erzählende Werke schreiben und zugleich kritische Bomben werfen, aber siehe da, die Bomben plagen nicht und die erzählenden Werke packen niemanden. Wir sagen aber mit dem allem nicht,

daß in der erzählenden Literatur nur die Spezies „Jókai“ Daseinsrecht besitzt. Auch nicht, daß nicht einzelne Werke Jókais oder deren gewisse Aspekte von einer Patina überzogen sind, die ihren Wert nicht erhöht. Er hat doch über hundert Romane, Hunderte von Novellen, Duzende von Dramen (die nicht gerechnet, die man aus seinen Romanen bis auf den heutigen Tag zusammenschneidet), Hunderte von kleineren Sachen, Reisebeschreibungen, Memoiren, Artikeln geschrieben, Anekdoten gesammelt, die den ungarischen Volksgeist charakterisieren, wie könnte man all das aufzählen! Ein Vulkan, der gewiß neben Flammen- und Feuerströmen auch Asche in großen Eruptionen auswirft... Es gibt Schriftsteller, die feilen und glätten, formen und umformen, stückeln und schneiden — man muß doch die Zwischenpausen der schöpferischen Inspiration irgendwie ausfüllen —, aber es gibt auch Vulkane, die unermüdet die glühende Lava aus dem reichen Innern schütten, die brüllen und toben, die mit den Grundpfosten des Erdenbaus in geheimem Verkehr stehen, und die, ungleich den vulkanischen Kräften der Natur, Freude, Segen und Fruchtbarkeit verbreiten. Welche taugen mehr? Lörchte Frage! Sie haben ja nicht freie Wahl, sie müssen sein, wie sie sind, sie müssen tun, wie sie tun — die Kritiker schwächen umsonst —, es muß eben allerlei Käuze geben, und jede bedeutende Kraft findet ihr Publikum. „Ja, aber Kunst fordert Vollkommenheit in der Formgebung, und Kaninchenfruchtbarkeit in der Produktion schließt diese aus.“ Das ist das Argument der Unfruchtbaren, der Bettler, der Armut, das wirkliche Künstler verachten sollten. Wenn übrigens Formgebung ein Vorzug ist, Glätten, Feilen die ursprünglich etwa saloppe Skizze vervollkommen können, dann ist das am wenigsten ein Vorzug der Jüngsten, der Neuesten, der Anspruchsvollsten und zumeist der Sterilsten, die in tragischen Purzelbäumen ihre Spezialität suchen, um das Publikum zu verblüffen. Zu solchen groben Äußerungen zwingt uns übrigens die ahnungslose Ueberhebung mancher Kritiker und Zeitphilosophen. Sonst sind wir auch in der Literatur für das Prinzip der Freiheit, der Mannigfaltigkeit, der Gleichberechtigung aller wirklichen Kräfte, aller schaffenden Kräfte. Mit einem Wort: wir sind für Jókai und für Kemény. Wir lassen das Publikum Jókais nicht aus dem anderen Lager mit Steinen des Hochmuts bombardieren, wir fürchten uns nicht vor diesen Bomben, wir stellen uns zum Beweis selber in das bombardierte Lager. Wir dulden nicht, daß aus der literarischen Fruchtbarkeit Jókais Waffen gegen ihn geschmiedet werden. Die Fruchtbarkeit des Genies ist eine der herrlichsten Gaben. Jókai ist wie eine kolossale Natur und wirkt wie eine solche. Wenn er ein schwächeres Werk geschrieben, so macht er sich wenig Sorgen, es folgt sofort ein großartiges. Nach jedem Werk erwächst ihm eine neue Jugend, so daß er ewig jung bleibt. Das können ihm die Alten, die Würdigen, nicht verzeihen. Er hat die Fruchtbarkeit der Jugend, ihre Zeugungskraft, ihren blühenden Optimismus, ihre Heiterkeit, ihr Versunkensein in den Moment, ihr Entzücken an der Kata Morgana, die er sich selber in der Wüste des Lebens vorzaubern weiß. Er ist der ungarische Nabob, besitzt ungeheure geistige Güter, ist gut und großmütig, beschenkt alle Welt, aber braucht sich an niemand zu rächen. Der vollendetste Cavalier in der Literatur. Tritt er in den Salon, dann horcht alle Welt auf. Der unehörtste Charmer, der je auf Erden gelebt. Wie er blüht, wie er steht, wie er erzählt! Dabei ein Schwärmer. Er weiß es nicht, aber die ihn umstehen und ihm zuhören, bemerken, wie ein Glorienschein sich um ihn legt. Oder ist es eine feine ätherische Hülle? Er ist nicht ganz von dieser Welt. Diese Hülle bewahrt ihn vor Verwesung. Aere perennius. Den dürft Ihr getrost feiern, dem tun Eure Worte nichts an, der ist aus beständigerem

Material geformt, als das Erz. Bölfisch steht er Kossuth am nächsten, wie Arany, Franz Deák und Bóvösmarthy Stefan Széchenyi. Alle drei Paare: Aere perennius, beständiger als Erz.

**Faculté maitresse.**

Der Ausdruck besagt, daß es in der Seele eine herrschende Fähigkeit, ein Vermögen, eine Eigenschaft gibt, der sich die anderen gleichsam unterordnen, die alle anderen beherrscht und für sich bemüht. Das Neue an dem Ausdruck, der von Laine gestempelt ist und seine literarhistorische Methode ausdrückt, ist, daß nur eine solche faculté maitresse in der Seele zu finden ist, die ihre Einheit, ihre Kraft, ihr Schöpfungsvermögen verbürgt. Wer diese faculté maitresse für einen Geist entdeckt hat, kann ihn damit charakterisieren, verstehen, verständlich machen, und auch seinen Wert bestimmen.

Das ist ein methodologischer Grundsatz, der soviel wert ist, als er Dienste leistet. Wenden wir ihn auf Jókai an. Welches ist dessen faculté maitresse, dessen dominierendes Vermögen?

Plastische, sinnliche Phantasie in geradezu betäubendem Maße.

Aber wie, braucht nicht jeder Dichter, und der Romancier ganz besonders, Phantasie? Sind nicht alle Künstler überhaupt von der Phantasie abhängig? Und was bedeutet der Ausdruck Phantasie? Ist er nicht gar zu unbestimmt, vieldeutig, verschwommen, allgemein?

Dennoch bleiben wir dabei: Jókais Genie kennzeichnet Phantasie in besonderem Maße, in besonderer Art.

Unter Phantasie verstehen wir einmal die Gabe, uns Abwesendes mit sinnlicher Lebhaftigkeit vorzustellen, also bloß Gedachtes gleichsam zu hören oder zu sehen; wir wollen diese Art der geistigen Tätigkeit die repräsentierende nennen (von mir ungarisch jelenítő genannt).

Aber unter Phantasie verstehen wir auch die Tätigkeit, die das Wesen einer Gattung zusammenfaßt und plastisch repräsentiert. Das Wesen einer Sache erfassen heißt sie verstehen. Das ist also eine intellektuelle Arbeit der Phantasie. Wenn der Dichter den Geizigen darstellt, wenn er dessen Wesen erfährt, dann bringt er ihn in Zusammenhang mit allen Geizigen, die er kennt, schafft aus ihm einen Typus der Gattung. Deshalb nenne ich diese Funktion der Phantasie die typusgestaltende.

Unsere Erinnerungsbilder werden unter dem Einfluß von gewissen Affekten untreu, das heißt, sie erleiden eine Veränderung, die sie unseren Affekten gemäßer macht. Wenn wir lieben, dessen Bild veredelt, verschönert unsere Erinnerung, während der Widerwärtige, der Gehäße von der Erinnerung angeschwärzt wird. Es sei uns gestattet, von dem Sprachgebrauch ein wenig abweichend, beide Richtungen dieser verändernden Tätigkeit Idealisierung zu nennen. Wer also das Bild seines Feindes im Sinne der Idee, die er von ihm hat, ins Schwarze, ins Teufliche verzerrt, idealisiert genau so, wie wenn er seine Geliebte nur als Musterbild aller Schönheit, den Freund als Ausbund aller Tugenden sich vorstellt. Das Ideal kann eben verschiedene Vorzeichen haben, plus und minus.

Schließlich, um die Sache kurz zu machen, nennt man Phantasie auch eine Tätigkeit des Geistes, die von der repräsentierenden, typusgestaltenden, idealisierenden ziemlich abweicht. Wenn der Lotteriepfeiler sich vorstellt, er werde, falls der Hauptgewinn auf ihn fällt, sich eine Villa kaufen, oder nach Italien reisen, oder fein essen und trinken, überhaupt herrlich leben, oder aber wohlthätige Anstalten gründen usw., dann baut er sich ein Lustschloß, da vorläufig die einzige Basis seiner Pläne der Besitz des Loses ist, eine allzu schmale, höchst trügerische Basis, die die Lotterieveranstalter, aber nur diese, bereichert, die übergroße Wahrheit der Spielenden aber um ihr Geld

bringt. Solche Lustschloßbauer sind wir alle, vom Erwerben des höheren Bewußtseins, bis zu dessen Niedergang. Von diesem Planemachen verschieden sind die im praktischen Leben vorkommenden Konstruktionen, die, auf Menichen- und Weltkenntnis gegründet, auf ein praktisches Ziel lossteuern, wenngleich die Grenzen sich oft verwischen. Man kann diese Arbeit der Phantasie die konstruktive nennen, und sie ist es, die man meint, wenn von der Phantasie des Schriftstellers, des Dichters die Rede ist, obwohl die übrigen genannten von nicht geringerer Wichtigkeit sind.

Wie ist es nun bei Jókai? Die repräsentierende Seite seiner Phantasie ist hervorragend, sie hat wenige ihresgleichen in der Weltliteratur. Er hat einen geradezu uner schöpferischen Schatz von anschaulichen Bildern in seiner Seele aufgespeichert. Aber er arbeitet nicht mit Aufzeichnungen in seinen Notizbüchern, mit roh-realistischem Material, mit photographischen Abdrücken in seinem Gehirn. Er schafft die Objekte, die er beschreibt, er sieht die Bilder, die er erschaut. Er ist durch und durch anschaulich. Wir haben vor vielen Jahren eine Sammlung solcher Bilder aus seinen Werken zusammengestellt, vielleicht unter dem Titel der Schönheiten Ungarns, die uns jetzt nicht zu Gebote steht. Aber wir erinnern uns an das unendliche Vergnügen, das wir bei der Zusammenstellung, und an das noch größere, das wir beim Durchlesen der Korrekturbogen hatten. Zum Beispiel, wenn das Eis des Plattenees reißt (rianás), oder die Beschreibung aus Erdély, z. B. tordai hasadék; die Beschreibung der Ueberschwemmung im „Neuen Grundbesitzer“ wird gewiß jedem Leser vor Augen stehen, der Brand der Kohlenruben in „Schwarze Diamanten“, die Beschreibung des Thorocköer Schauplatzes in „Egy az Isten“ und hunderte, hunderte andere. Für einen Baedeker wäre das alles unbrauchbar, denn Jókai erfundet viele Schauplätze, ganz aus freien Stücken, aber es hat alles seinen inneren Zusammenhang, seine eigene poetische Wirklichkeit. Die Bausteine seiner Konstruktion sind der Wirklichkeit entnommen, aber er formt sie künstlerisch um, er — um es nochmals zu sagen — erschafft, was er beschreibt. Das ist ein wichtiges Ingrediens der poetischen Wirksamkeit seiner Erzählungen. Man fühlt sich bei ihm heimisch und sicher. Der Schauplatz ist fest, er gehört zum Roman, der Garten, das Feld, das Schloß, der Glanz und der Prunk, die Volksmenge, das Begräbnis, die trauernden Hinterbliebenen, es ist alles an Ort und Stelle, das ist in seiner Art eine wirkliche Welt, wie sie zu einer Handlung gehört. Man hat fast nie das Bedürfnis, die Beschreibungen zu überschlagen, wie selbst hier und da bei Balzac, wenn er z. B. das Mobiliar wie in einem genauen Inventar schildert. Mag sein, daß Jókai in der Haft, mit der er die Feuilletonromane von Tag zu Tag schreiben muß, sich manchmal verirrt, und der Leser, der alles im Zusammenhang liest, zuletzt weder ein noch aus weiß, wie er ja manchmal im Laufe des Romans auch die Namen der Selben wechselt — aber das sind Zufälligkeiten, denen niemand entgeht. Seine Anschaulichkeit bleibt entzückend. Er hat gewiß nie den Brand eines Kohlenbergwerks erlebt, aber seine Kohlenbergwerke brennen so, daß es uns durchschauert. Seine repräsentierende Einbildungskraft hat Momente der Spannung in sich, die sich wunderbar in die Erzählung einflechten.

Man kann deshalb auch die repräsentierende Seite seiner Einbildungskraft von der konstruktiven nicht scharf trennen, nur ist die konstruktive von so verwickelter Natur, zu ihrer Entwirrung von seiten der Psychologie ist so wenig geschehen, daß man die Verhältnisse wissenschaftlich nicht leicht klarmachen kann. Jókai ist einer der größten Baumeister der erzählenden Dichtung. Das wird ihm selbst von seinen unmaßstäblichsten Kritikern zugestanden. Das kunstreiche Gewebe seiner

Romane ist immer bewundert worden. Nicht die Technik der Konstruktion entscheidet, sondern die zarte Zeichnung der Formen, das Ineinander der tausend Fäden, die noble Haltung des Erzählers, und wie er sich ganz in seine Geschichte versenkt und sie formt. Man bewundert die Verfasser der neuen Detektivromane, aber es sind zumeist seelenlose Techniker. Ja, sie wissen die Handlung kunstvoll zu spinnen, sie haben große Ueberraschungen in petto, sie überrumpeln uns, aber alles ist Dressur, von Geist ist keine Spur. Das sind intellektuelle Spielereien, Akrobatiknummernstücke. In Jókais Romanen spricht sich die adelige Natur des Dichters aus. Die rohen Tricks auch eines Eugen Sue stehen ihm fern. Auch er will uns überraschen, auch er spannt unsere Neugierde, aber seine Haltung ist immer die eines Dichters, die konstruktive Phantasie erhält immer ihre Direktive von der Seele des Dichters. Die Bestandstücke der Erzählung kommen nicht von ungefähr zueinander, der Dichter muß genau berechnen, wie sie sich ineinander fügen sollen, aber die oberste Leitung fällt bei Jókai der Begeisterung für die Werte des nationalen, des menschlichen Lebens zu. Seine besten Werke spielen auf heimischem Boden, hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft. Am hinreißendsten ist der Lauf seiner Erzählungen. Die Wärme und die Zartheit seiner Empfindungen, die natürliche Vortragweise, die Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit, die überall durchbricht, und dann sein sonniiger Humor, mit dem er über der Erzählung steht, aber immer durch die Fäden des Gefühls mit ihr verbunden bleibt, das ist das Unfassbare, Unanalysierbare seiner einzigen Kunst. Es ist schwer, ohne Lächeln und ohne Tränen einen Roman von ihm zu Ende zu lesen. Seine Romanwelt ist sonnig und erhebend. Das mag heute in manchen Kreisen für veraltet gelten. Diese sind für Soziologie, für Analyse, für äußerste Bewußtheit, für Schmutz und Glend, für Jammer und Wahnsinn, für Grausen und Verzweiflung, für Vermischung von Romanwelt und realer Welt. Da finden sie nicht ihre Rechnung bei Jókai, den sie als abgetan erklären. Wir wollen nicht gesagt haben, daß es außer der Jókaischen Art keine andere gibt oder geben soll. Aber die Jókaische lassen wir uns doch nicht nehmen. Wir kommen nicht damit, daß Jókai nur mehr historisches Interesse habe. Daß er in den fünfziger Jahren einer der Hauptfaktoren unseres geistigen Lebens war; daß er dann das Lesepublikum durch seine Werke reorganisierte, daß er das Entzücken von Generationen war, daß er literarisch jahrzehntlang den ungarischen Geist leitete, daß er für die künstlerische Kultur Ungarns mehr tat als die meisten seiner Zeitgenossen zusammengenommen, das alles ist bis auf den letzten Buchstaben wahr, aber es ist noch mehr wahr, er repräsentiert die Götterkräfte des ungarischen Geistes, der ungarischen Kultur. Er ist noch heute lebendig wie Petöfi, Arany, Madách, Eötvös, wie alle wirklichen Künstler. Er hat Romane, die auch vom künstlerischen Standpunkt vollkommen sind. Er ist ein Freund, bei dem wir immer liebevolle Aufnahme finden. Er ist nicht übertraffen oder widerlegt worden, auch das Zeitliche in ihm wird von dem Unzeitlichen in seiner Dichtung hinübergerettet.

Und nun kommen wir zu dem umstrittensten Punkt seiner Dichtung, der Charakterzeichnung in seinen erzählenden Werken. Darin sei er schwach, romantisch, veraltet. Seine typengestaltende Kraft sei schwach. Seine Personen seien Engel oder Teufel. Er gehe nicht auf den Kern des Menschen zurück, er sehe ihn gar nicht. Anstatt zu charakterisieren, idealisiere er. Seine Helden seien treu bis zum Tode, oder teuflisch bis zum höchsten Uebermaß. Sie können alles, oder wagen noch mehr, als sie können. Seine Kritiker können sich gar nicht genug tun im Unterstreichen seiner angeblichen Defekte. Er habe

immer Komödie gespielt, im Leben und in der Kunst. Zugeworfen mag vor allem werden, daß er mit der Seelenanalyse nicht auf dem besten Fuß stand. Aber wie geht es den Seelenanalytikern? Sie erdenken sich Seelen, die sie dann analysieren. Ist darauf großer Verlaß? Analysieren kann man doch nur, was wirklich, was gegeben ist. Sind die Romanhelden der Neueren wirklich Gegebenes? Sind sie nicht auch Idealgestalten in dem Sinne, daß sie einer Idee des Verfassers entsprechen, in die sie wie in eine Form gegossen sind? Daß sie dann dieser Idee angepaßt sind und durch die Analyse zutage tritt, was die Dichter selber in die Gestalt gelegt haben, ist doch selbstverständlich. Wir wollen jedoch Jókai nicht auf Kosten anderer erhöhen, die ihrem eigenen Gesetz folgen und ihm Berechtigung erzwingen, aber wir lassen auch Jókai nicht durch solche Knüppel niederschlagen. Denn die Jókaischen Helden sind doch Verkörperung schönster Tugenden, besonders die Frauengestalten, die zu den feinsten der Weltliteratur gehören. Seine Bösewichte wollen wir nicht verteidigen, sie sind uns manchmal zuwider, sie sind oft blödschlecht, aber offenbar braucht der Dichter sie als starke Schatten zu dem blendenden Licht, das seine Idealgestalten umflutet. Auch dienen sie ihm als Knotenpunkte in seinen Geschichten, die sonst ohne Gegenstoß vor sich gingen. Aber wir lassen uns diese Idealgestalten nicht nehmen. Sie zeigen uns, was man zu Jókais Zeiten als Ideale menschlichen, nationalen Seins betrachtete. Was man unter Ehrlichkeit, Mut, Ausdauer, Kraft, Adel der Natur, verständigem Wesen, Pflicht und Aufopferung verstand. Jókai ist nicht sentimental, auch seine Frauengestalten sind es nicht. Sie wissen zu lieben, zu kämpfen, standzuhalten. Haben sich die Zeiten wirklich so sehr geändert, daß es mit allen diesen Idealen vorbei ist? In der Zeiten große Not rufen wir auch heute Jókai an, er möge uns helfen. Er, der das Volksleben in seiner ganzen Breite und Tiefe kannte, der Hunderte von Gestalten in seinen Büchern verewigte, der wußte, wie das Volk denkt und spricht und fühlt und sich trägt, sollte sich nur darin getäuscht haben, daß unsere Besten auch für alles Edle Verständnis haben? Ein solcher Unterschied wäre zwischen Jókai und seinem Volk und zwischen Jókai und unserer Zeit? So rasch hätten wir uns verändert? Wenn dem so wäre, warum liest man ihn denn auch heute? Und wem tut es nicht wohl, aus dem wirren Loben der Gegenwart in die Stille der Phantasiewelt Jókais zu flüchten? Gewiß, die destruktiven Kräfte der Gegenwart können ihr Ziel nicht erreichen, wenn sie uns nicht alle Heroen des ungarischen Geisteslebens verunglimpft und entrisen haben. Entweder — oder! Jene Heroen, oder die Hasser von heute. Das nennt man den Schutz der Rasse. Jókai hatte eine weltumspannende Phantasie, aber das hätte er sich doch nie vorstellen können. Wir halten uns an und zu Jókai.

#### Resümee.

Das herrschende Vermögen im Künstler Jókai war seine blendende, reiche, über alle Maßen fruchtbare Phantasie, besonders ihre repräsentierende Kraft. Ihre konstruktive Tätigkeit, ihr idealisierender Schwung. Man sieht, wenn wir Phantasie sagen, dann meinen wir damit den ganzen künstlerischen Menschen, der aber der wesentliche Teil des ganzen Menschen ist. Jókai war ein Glückskind, zum Glück für uns und für sich selber. Sein höchstes Glück aber war nicht die beispiellose Anerkennung, die er bei Lebzeiten fand, sondern die innere Harmonie, die zwischen ihm und seiner Kunst sich ausbildete. Er war doch immer ein bißchen fremdartig den Menschen, die ihn gesellschaftlich kannten. Er war still, sanft, in sich gefehrt; er lebte in anderen Sphären, umgeben von seinen Idealgestalten, die oft verschiedene Namen trugen, aber eigentlich er selber waren. Hundertfach spiegelte er sich in ihnen. Sein eigenes Sehnen, sein Lieben und Hoffen, seine Angst

und sein Leid hat er uns in seinen Werken offenbart. Wir haben ihn so vertraut behandelt, als ob er einer von uns wäre. Er hat uns fortwährend beschenkt; wir meinten manchmal, wer so reichlich gebe, verringere damit den Wert seiner Gaben. Er war, wie jeder Künstler, ein Rauber, der alle Menschen nach sich beurteilt, und für den eigenen Nutzen, den eigenen Vorteil den allergeringsten Sinn hat. Heute aber, da sein Geburtstag sich zum hundertsten Male jährt, geziemt uns Selbsteinkunft. Dieser Jókai war kein Romanschreiber im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Ja, er hat mit uns wie mit seinesgleichen verkehrt. Aber er war ein Gottbegnadeter, ein Seher, ein Auserwählter, der ein wenig verträumt seines Weges zog und in Menschengestalt unsterbliche Taten vollbrachte. Unter allen unseren Großen, die uns das Schicksal schenkte, ist er der liebenswerteste. Es tut wohl, an ihn zu denken. Ein Mensch! Ein Dichter! Ein Künstler! So ohne Makel, wie es Menschen gestattet ist, es zu sein. Einer, der seine Pflicht auf Erden voll und ganz erfüllt hat. Wir wollen sein Andenken hochhalten um seinetwillen und um der Sache willen, der er so treu gedient.

### Herr Duca und die nationalen Minderheiten in Rumänien.

Im öffentlichen Leben Rumäniens hat sich eine Korruptionsflaute aufgetan, die man hierzulande nicht zu beachten brauchte, solange die heftigen Diskussionen darüber bloß die Mißbräuche einzelner, mitunter auch hochgestellter Regierungsorgane zum Gegenstand hatten. In dieser oben und trüben Nachkriegszeit erregen ja Korruptionsgeschichten auch in anderen Ländern die Gemüter, und wenn in Deutschland der reinigende Sturm einer Barmer und Antisther-Affäre sich entläßt, so darf Rumänien sich darauf berufen, in solcher Hinsicht nicht vereinsamt in der Welt dazustehen. Nun hat es jedoch in Rumänien im Verlaufe dieser Korruptionsdebatten ein Moment gegeben, wo die Sache aufhört, eine interne Angelegenheit der rumänischen Politik zu sein, weil es sich da schon um Dinge handelt, zu denen das Rechtsgefühl und das politische Gewissen des gesitteten Auslandes Stellung nehmen muß. Das Substrat des jüngsten rumänischen Panamaskandals ist die Art und Weise, wie das Geschäft von Auswanderungsagenten, die eine Menge betörter Leute nach Brasilien lockten, durch Regierungsorgane gefördert worden ist. Das geschah durch Ausfolgung von Reisepässen an die Auswanderer. Auf regelmäßigem und ehrlichem Wege konnten diese Pässe nicht beschafft werden, weil dagegen gesetzliche Hindernisse abwarteten. Da behalfen sich die Auswanderungsagenten durch Bestechungen. Für jeden einzelnen Reisepaß wurden außerordentlich hohe Beträge gezahlt, und in dieses Geld teilten sich subalterne und höhere Regierungsorgane, bis ganz hinauf in die höchsten Rangstellungen. Die Opposition schnitt diese Frage in der Kammer an und richtete heftige Angriffe gegen den Verkehrsminister, unter dessen Verantwortlichkeit diese Mißbräuche verübt worden waren.

In einer der jüngsten Sitzungen der Kammer glaubte nun der Minister des Außern, Herr Duca, seinem Kollegen, dem Verkehrsminister, durch ein überraschendes Argument beispringen zu sollen. Er erklärte nämlich, daß es ein patriotisches und also löbliches Beginnen sei, die Auswanderung fremder Elemente mit allen Mitteln zu fördern. Unter fremden Elementen verstand er die nationale Minderheit des siebenbürgischen Ungarntums, das nach Gesetz und auf Grund internationaler Verträge die rumänische Staatszugehörigkeit erworben hat. Das konnte ja am Ende ein in der Hitze des Gefechtes begangener lapsus linguae gewesen sein, und wenn Herr Duca den irrig gebrauchten